

Carmella PFAFFENBACH, Bayreuth

Die Transformation des Lebens – biographisch-geographische Forschungen in Ostdeutschland

Summary

This paper attempts to take stock of the biographical oriented research on the transformation in the new Länder by discussing its most used concepts and its most important results. The literature mainly focuses on two aspects: On the one hand, the biographies of the people are highly influenced by the extensive structural changes and the personal life courses are strongly interwoven with the regional economic development. Especially peripheral, structurally weak regions can become a setting for “looser-biographies” and personal discontent. On the other hand, the new diversity of biographies itself has societal impacts because it can be a reason for the disruption of neighborhoods or different individual attitudes towards the reunification of Germany.

1 Einleitung

Fünfzehn Jahre nach der politischen Wende in Ostdeutschland sind die Transformationsprozesse und ihre Folgen in der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Forschung sehr umfassend bearbeitet worden. Wirtschaftliche und politische Fragestellungen mögen in diesem Bereich ein Übergewicht aufweisen: sie wurden früher und umfangreicher bearbeitet als viele andere Themen. Die Auswirkungen der Transformationsprozesse auf das Leben der Menschen in Ostdeutschland wurden vergleichsweise spät interessant – wenn man einmal von der Elitenforschung absieht, die am Anfang einer akteursbezogenen Transformationsforschung stand (vgl. HINRICHS u. PRILLER 2001, 11). Erst ab den späten 1990er Jahren haben sich Veröffentlichungen im Bereich der subjekt- und biographiebezogenen Forschung gehäuft. Der vorliegende Aufsatz versucht, eine Bilanz dieses Bereichs der Transformationsforschung zu ziehen und sowohl die am häufigsten herangezogenen Konzepte als auch die wichtigsten Ergebnisse darzustellen.

2 Konzepte: Biographie, Individualisierung, Struktur und Transformation

2.1 Biographieforschung und Individualisierung

Biographien galten lange Zeit als in hohem Maße institutionalisiert (vgl. KOHLI 1985). Schulpflicht, relativ einheitliche Berufsphasen im Erwachsenenalter und Ruhestand führten zu gleichartigen, materiell weitgehend gesicherten und chronologisch relativ festgelegten Verlaufsformen des Lebens. Diesem institutionalisierten Normal-Erwerbsleben konnte ein ebensolches Normal-Privatleben (Familiengründung, Wachsen des Haushaltes durch Kinder, Schrumpfen des Haushaltes durch den Auszug erwachsener Kinder etc.) an die Seite gestellt werden. Für die Lebenslaufforschung waren insbesondere die Übergänge zwischen Lebensphasen von großem Interesse: Einstieg ins Berufsleben, Familiengründung, Übergang in den Ruhestand, Übergang in eine Arbeitslosigkeit etc. Die einzelnen Phasen (Ausbildungs-, Aktivitäts- und Ruhephase; BERGER 2001, 250) sowie auch die Übergänge zwischen den einzelnen Phasen waren „kalkulierbar und klar definiert“.¹

Die Existenz derart institutionalisierter Normal-Lebensläufe wird inzwischen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierung jedoch zusehends in Frage gestellt, und es wird stattdessen von „Wahlbiographien“ oder „Bastelbiographien“ gesprochen (BECK u. BECK-GERNSHEIM 1994, 13). „Gewisse Tendenzen [hin] zu einer De-Institutionalisierung“ sind feststellbar, wodurch der „Fächer der [den Individuen] zugänglichen spezifischen biographischen Alternativen“ zunimmt (KOHLI 1994, 219f.). Diese De-Institutionalisierung (oder auch Flexibilisierung) kann zwei recht konträre Folgeerscheinungen aufweisen: die „Befreiung des Individuums aus den Fesseln institutioneller Programme, aber auch Erosion der Grundlagen für Individualität“ (KOHLI 1994, 225).

Die gegenwärtige gesellschaftliche Individualisierung wird aus der Sicht des Soziologen Ulrich BECK an der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung der Bundesrepublik in den Nachkriegsjahrzehnten festgemacht: ständig steigende, schließlich relativ hohe materielle Lebensstandards und umfassende soziale Sicherheiten sowie die Bildungsexpansion der 1960er/1970er Jahre. Aufgrund der höheren Arbeitseinkommen, deren Steigerungen die der Inflationsraten bei weitem übertrafen, und der um mehr als ein Viertel gesunkenen Arbeitszeit (sowohl der Arbeitsjahre als auch der wöchentlichen Arbeitszeit) vergrößerten sich die Möglichkeiten zur Entfaltung der Lebens-

¹ In der Literatur werden die Termini Biographie und Lebenslauf oftmals synonym verwendet, obwohl konzeptionell ein nicht ungewichtiger Unterschied besteht. Anders als in der „objektiveren“ Lebenslaufforschung wird in der Biographieforschung das Leben stärker als subjektive Konstruktion verstanden, und es wird versucht, „in der Biographie das Verhältnis von Handeln und sozialen Strukturen aufzuzeigen“ (FUCHS-HEINRITZ 1995, 108).

chancen. Der damit verbundene Freisetzungsschub veränderte vor allem die Lebensbedingungen der Menschen außerhalb der Erwerbsarbeit: Freizeit und Ruhestand wurden nicht nur verlängert, sondern auch materiell deutlich besser ausgestattet. Den dargestellten Prozess bezeichnete BECK als den „Fahrstuhl-Effekt“, der ein Mehr an Einkommen, Bildung, Mobilität, Freizeit und Konsum für alle brachte und die Klassengesellschaft insgesamt eine Etage höher fuhr – jedoch bei Beibehaltung und zum Teil Vergrößerung der sozialen Ungleichheiten (vgl. BECK 1986, 124ff.).

Als Motor der Individualisierung wird der Arbeitsmarkt gesehen, und dies umso mehr, je prekärer die Lage ist. Während man zumindest in den 1970er/1980er Jahren von einer „Wohlstandsindividualisierung“ sprechen konnte, ist Individualisierung seit den 1980er Jahren vor allem Arbeitsmarkt-Individualisierung (vgl. BECK 1994, 46ff.), und man muss nun von einer „Individualisierung vor dem Hintergrund von prekären Lebensverhältnissen“ ausgehen (vgl. BECK u. SOPP 1997, 17).

Der Individualisierungsprozess brachte also nicht nur neue Freiheiten, sondern auch neue Zwänge, die sich in der Gestaltung der Biographien widerspiegeln. Dabei müssen die Menschen „ein eigenes Leben führen unter Bedingungen, die sich weitgehend ihrer Kontrolle entziehen“ (BECK u. ZIEGLER 1997, 11). Individualisierung bedeutet jedoch nicht nur Individualisierung der Chancen, sondern auch Individualisierung der Risiken. Ein Scheitern wird zunehmend durch falsche individuelle Entscheidungen begründbar. Die Wahl des falschen Berufes, der falschen Branche und dazu noch private Probleme können heute mehr denn je einen sozialen Absturz bedeuten. BECK und BECK-GERNSHEIM (1994, 13) sprechen in diesem Zusammenhang von „Risikobiographie“ oder „Drahtseilbiographie“. In der Praxis wird Individualisierung darin deutlich, dass sich die Individuen „als Gestalter ihrer selbst und ihrer Lebensumstände wahrnehmen und schildern, gerade auch in der Sprache des Scheiterns und des Versagens“ (BECK u. ZIEGLER 1997, 13).

Aktuelle Befunde der Biographieforschung sprechen also zumindest für eine „partielle Auflösung der bisher institutionalisierten Verlaufsmuster des Lebens, mit der Folge einer Biographisierung der Lebensführung, d.h. einer Situation, die nach eigenständiger biographischer Orientierung verlangt“ (KOHLI 1994, 232). Allerdings weisen auch die individuellen Pfade aufgrund struktureller Bedingungen oftmals Standardisierungen auf (vgl. BECK u. SOPP 1997, 11f.).

2.2 Biographien und Individualisierung in der ehemaligen DDR

Im Vergleich zu westdeutschen Biographien waren Lebensläufe in der ehemaligen DDR stärker standardisiert, was nicht nur auf das Erwerbsleben, sondern auch auf das Privatleben bezogen wird. Die Erwerbstätigkeit war in

der Arbeitsgesellschaft der DDR von herausragender Bedeutung, und die Arbeitsstätte erfüllte vielfältige soziale Funktionen und Versorgungsaufgaben. „Die Zentralität der Erwerbsphäre für die Lebensläufe in der DDR war also sowohl durch eine außergewöhnliche Fixierung des Alltagslebens und der sozialen Beziehungen auf ‚den Betrieb‘ ... wie auch durch eine spezifische ideologische Überhöhung von Arbeit begründet“ (BERGER 2001, 251). Eine Normal-Erwerbsbiographie war eine lebenslange Vollzeit-Erwerbstätigkeit – und dies gilt sowohl für Männer als auch für Frauen jeden Alters und Familienstandes (BERGER 2001, 253).

Individualisierung war in der ehemaligen DDR als Subjektivismus stigmatisiert. Die Einheitsgesellschaft wurde angestrebt. Existierende Handlungsbeschränkungen und Handlungsverbote verhinderten gar eine Individualisierung (vgl. BECK u. BECK-GERNSHEIM 1994, 10ff.). Dies ist zumindest die Sicht des Westens auf eine mögliche Individualisierung in der ehemaligen DDR. Der ostdeutsche Soziologe ENGLER weist jedoch darauf hin, dass Individualisierungsschübe in der DDR in mancherlei Hinsicht dramatischer und nachhaltiger verliefen als im Westen. Die Voraussetzungen dafür waren neben staatlicher Daseinsfürsorge und Beschäftigungsgarantie die Revision des Jugend-, Familien- und Scheidungsrechtes, die den Frauen eine neue Freizügigkeit und der Jugend eine frühe Selbstständigkeit einräumte. ENGLER formuliert es sehr eindrücklich: „Man schüttelte überkommene Zwänge, althergebrachte Autoritäten, im Himmel wie auf Erden, samt der von ihnen geheiligten Verhaltenstraditionen ab und bekam einen Vorgeschmack auf eine befreite Art des Menschseins“ (ENGLER 1993, 186). Individualisierung entstand in der ehemaligen DDR demnach vor allem in der Herausbildung informeller Netze hinter den Fassaden von Plan und Hierarchie im zwischenbetrieblichen Warentausch und in privaten Nischen. Damit war nicht der Arbeitsmarkt der Motor der Individualisierung, sondern der Widerstand gegen das bestehende System.

2.3 Strukturierungstheorie und Transformation

Die Auffassung von Biographien als subjektive Konstruktionen und die Intention der Biographieforschung, das Verhältnis von Handeln und sozialen Strukturen aufzuzeigen und damit strukturelle Einflüsse auf die Biographien in den Vordergrund zu stellen (FUCHS-HEINRITZ 1995, 108), lassen an GIDDENS' Strukturierungstheorie denken. Dieser theoretische Ansatz, der sich in den 1990er Jahren in der deutschen Sozialgeographie generell großer Beliebtheit erfreute, lag den meisten Untersuchungen zugrunde, die sich mit Transformationsfolgen für ostdeutsche Biographien beschäftigten (beispielhaft seien an dieser Stelle einige der später erneut aufgegriffenen geographischen Studien genannt: FREIS u. JOPP 2001; VAN HOVEN 2000; PFAFFENBACH 2002).

Die Strukturierungstheorie vertritt die Überzeugung, dass Strukturen nicht aus sich heraus existieren, sondern von bewusst und kompetent handelnden Subjekten geschaffen, d.h. produziert und reproduziert werden. Strukturen sollten daher nie ohne die dahinter stehenden und betroffenen Handelnden gedacht werden. Strukturen werden jedoch nicht nur durch Handlungen (re-)produziert, sie können Handlungen auch beeinflussen. Dabei dürfen Strukturen nicht mit Zwängen gleichgesetzt werden, denn sie schränken die Handelnden nicht nur ein, sondern ermöglichen auch Handlungen, indem sie Handlungsorientierungen vorgeben. Die Wechselseitigkeit der Beziehung bezeichnet GIDDENS als die „Dualität von Handlung und Struktur“ und erläutert die Zusammenhänge wie folgt: „Strukturen selbst existieren gar nicht als eigenständige Phänomene räumlicher und zeitlicher Natur, sondern immer nur in der Form von Handlungen oder Praktiken menschlicher Individuen“ (GIDDENS 1988, 290). Strukturen sind demnach einerseits das Ergebnis vergangener Handlungen und stellen zugleich auch Bedingungen für aktuelles Handeln dar (vgl. WERLEN 1997, 182).

GIDDENS betrachtet Strukturen als Regeln, also als Normen und Bedeutungen, als Kommunikation, und als Ressourcen. Bei den Ressourcen unterscheidet er zwischen autoritativen Ressourcen, die sich auf den Einfluss über andere Personen beziehen, und allokativen Ressourcen, worunter Verfügungsmöglichkeiten der Akteure über Objekte, Güter oder materielle Phänomene zu verstehen sind (vgl. GIDDENS 1997, 86). GIDDENS' Strukturen sind individuelle oder Mikro-Strukturen, d.h. sie sind für jedes Individuum verschieden.² Daher ist dieser Ansatz für Betrachtungsweisen geeignet, die der Individualität von Handlungen oder Biographien gerecht werden wollen. Biographien können in diesem Zusammenhang als eine Summe von Handlungen gelten, die in einem ähnlichen Bezug zu Strukturen stehen. Im Zusammenhang mit der Transformationsforschung können (Erwerbs-) Biographien entsprechend als Handlungen bzw. Handlungsstrategien interpretiert werden, mit denen die Individuen versuchen, mit den veränderten Strukturen (Mikro-Struktur: veränderte Wertigkeit der eigenen Ausbildung, Makro-Struktur: veränderte Arbeitsmarktstrukturen) zu Recht zu kommen.

Zwei in der Strukturierungstheorie wesentliche Begriffe sind im Transformationskontext relevant: Positionierung bzw. Situierung und Routinisierung. Mit Positionierung bzw. Situierung sind die Identität oder Rolle, die spezifischen Rechte und Pflichten des konkreten Akteurs innerhalb eines sozialen Systems gemeint. Die Positionierung oder Situierung in Raum und

² Auch Makro-Strukturen können als handlungsleitend betrachtet werden und werden durch Handlungen produziert und reproduziert. Als Beispiele denke man sich die eigene Ausbildung als Ressource des eigenen Handelns: Welchen Wert diese Ausbildung, bzw. diese Ressource, darstellt, d.h. welche Handlungsspielräume sich dadurch eröffnen, wird erst vor dem Hintergrund von (Makro-) Bildungs- und (Makro-) Arbeitsmarktstrukturen deutlich.

Zeit beschreibt den historischen und räumlichen Kontext der Handlung. Die Handlungen der Menschen, insbesondere im Alltag, sind zugleich in hohem Maße routinisiert. Diese Routinisierung sorgt für eine kontinuierliche Reproduktion der Strukturen. Aufgrund der Transformationsprozesse ist diese Routinisierung gestört, die Individuen sind zum Teil völlig anders positioniert, ihre Ressourcen, ihre Rollen, ihre Rechte und Pflichten – und damit ihre Handlungskontexte – haben sich grundlegend verändert.

3 Das transformierte Leben

3.1 Veränderte Strukturen und Brüche der Biographien

Übergänge und Brüche sind dem Leben inhärent. Anders verhält es sich mit großen umfassenden Umbrüchen, wie sie durch besondere historische Ereignisse bewirkt werden können. Derartige Umbrüche werden in der Regel auf bestimmte Kohorten bzw. Generationen bezogen, wie z.B. die Nachkriegsgeneration. Ein besonderes historisches Ereignis mit umfassenden Auswirkungen auf die Lebensverläufe der betroffenen Menschen stellen auch die deutsche Wiedervereinigung und die daran anschließenden Transformationsprozesse in den neuen Bundesländern dar. Die Auswirkungen für die Bewohner der beiden Landesteile waren im Großen und Ganzen sehr unterschiedlich. Während sich in den alten Bundesländern für viele Menschen nur wenig änderte, ergaben sich für die Menschen in den neuen Bundesländern weitaus tiefer greifende und grundsätzlichere Modifikationen: hier bedeutete die Wende einen Zusammenbruch der staatlich verordneten Normal-Biographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder, die Transformationsprozesse waren mit einer Flexibilisierung und Entstandardisierung der Lebensläufe sowie mit biographischen Diskontinuitäten verbunden (BERGER 2001, 253).

Vor dem Hintergrund der oben skizzierten Strukturierungstheorie ermöglicht sich ein Blick auf Transformationsfolgen, der vor allem die Handlungskontexte der Menschen berücksichtigt, die sich durch die Wende und die Transformationsprozesse dramatisch veränderten: was früher richtig war, konnte plötzlich – aufgrund umfassend veränderter Strukturen – ganz falsch sein. Der Transformationsprozess kann dabei individuell verschieden als Bedrohung oder als Herausforderung empfunden werden, neue Aufgaben zu bewältigen (vgl. SILBEREISEN 2001).

Aufgrund des zentralen Stellenwertes, den die Erwerbstätigkeit im Leben der Menschen einnimmt – und vor allem in der ehemaligen DDR einnahm – wurden insbesondere veränderte Arbeitsmarktstrukturen als Bedrohung oder Herausforderung gesehen. In einer Untersuchung in Südthüringen standen die Erwerbsbiographien in so genannten Westpendler-Gemeinden im Vordergrund (vgl. PFAFFENBACH 2002). Hier stellte sich tägliches Pen-

deln in die nahe gelegenen alten Bundesländer als besonders erfolgreiche Strategie für Erwerbstätige dar, da die Arbeitsplätze in Westbetrieben als sicherer empfunden wurden als Arbeitsplätze in von Abwicklung, Auftragschwierigkeiten und Insolvenz bedrohten Ostbetrieben. Zudem lagen die Löhne und Gehälter aufgrund tariflicher Unterschiede in den westlichen Bundesländern deutlich höher als im Osten. Für einen 45jährigen Elektro-Ingenieur, dessen früherer Betrieb unmittelbar nach der Wiedervereinigung schließen musste, der die ersten sechs Jahre nach der Wende in den alten Bundesländern arbeitete und danach in einen Ostbetrieb wechselte, hat sich sogar das kostspielige Wochenendpendeln für einige Jahre beruflich und finanziell gelohnt: „Selbst bei Abzug von der Zweitwohnung und dergleichen, das waren 800 DM, was ich mehr verdient habe. Und ich muss auch sagen, das hat mir eine Menge gebracht. Hat mir viel Spaß gemacht. Ich bereue die Zeit nicht. Und ich muss sagen, ich habe mich sehr wohl gefühlt. Ich habe mich mit meinen Kollegen sehr gut verstanden. Aber wie gesagt, für das ganze Leben, so ein Pendlerleben wollte ich nicht führen“ (PFAFFENBACH 2002, 102).

Ein großer Teil der Berufstätigen erlebt den heutigen Berufsalltag als Stress, registriert einen immensen Leistungsdruck am Arbeitsplatz und fürchtet zudem immer den Verlust des Arbeitsplatzes. Eine 40jährige medizinisch-technische Assistentin, die ihren Arbeitsplatz behalten konnte und keinerlei persönliche Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche machen musste, zieht bei der Entwicklung des Arbeitsklimas eine deutlich negative Bilanz: „Jeder denkt nur noch an sich. Früher war das mehr eine Gemeinschaft. Heute zählt nur noch die Arbeit, und das Private wird draußen gelassen. Es ist mehr Misgunst auch entstanden unter den Kollegen. Und dann immer die Angst, dass man vielleicht die Arbeit verliert. Es ist eben nichts mehr sicher“ (PFAFFENBACH 2002, 150).

Viele heute Arbeitslose werden strukturell benachteiligt, weil sie aufgrund ihres erlernten Berufes (z.B. in Bereichen, in denen es kaum noch Beschäftigung gibt, wie z.B. in der Landwirtschaft), aufgrund ihres Alters oder ihres Geschlechtes geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt bekamen. Ein arbeitsloses älteres Ehepaar hat nach dem Verlust seiner früheren Arbeitsplätze einige Jahre nach der Wiedervereinigung und nach vielen Jahren ABM, Umschulung und Arbeitslosigkeit resigniert: „Uns geht es schlechter. Vor der Wiedervereinigung hatten wir beide Arbeit. Und wenn kein Geld da ist, dann geht es in der Familie los, unter den Eheleuten. Das ist bei uns jetzt nicht so das Problem, aber dass er immer zu Hause ist, das ist schon schwierig. Da kommt man sich so überflüssig vor, man wird nicht mehr gebraucht“ (PFAFFENBACH 2002, 176).

Die individuellen Handlungsstrategien und damit die eigenen Wiedervereinigungsbilanzen waren aus Sicht der Akteure unterschiedlich erfolgreich

und zufrieden stellend. Während manche Akteure sich sehr schnell der Herausforderung stellten und für sich das Beste aus der neuen Situation machen konnten, blieben andere sogar über Jahre den überkommenen Strukturen verhaftet, ihre Handlungsroutinen blieben persistent und sie empfanden die neue Situation als Bedrohung. Diese Befindlichkeiten spiegeln sich in der beruflichen und materiellen Situation wider und sind insofern von großer Bedeutung, als der Erfolg oder Misserfolg der Wiedervereinigung, das Erreichen oder Nicht-Erreichen der Einheit in den neuen Bundesländern vor allem vor dem Hintergrund der eigenen (Erwerbs-) Biographie bewertet und weniger an offiziellen Strukturdaten festgemacht wird (vgl. PFAFFENBACH 2002).

Zu einem ähnlichen Resümee kommt WINKLER (2001, 47) bei der Auswertung der seit 1990 jährlich stattfindenden repräsentativen Erhebungen des Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrums Berlin-Brandenburg unter Bürgern in den neuen Bundesländern zu ihren Befindlichkeiten, Wertorientierungen und Zufriedenheiten. Die Ergebnisse zeigen, dass die individuellen ökonomischen und sozialen Verhältnisse die Identifikation der Akteure mit der Bundesrepublik und ihre Integration in dieses neue System stärker bestimmen als die oft als Erklärungsansatz herangezogene (N)Ostalgie. Die massenhafte Ausgrenzung aus dem Erwerbsleben vor dem Hintergrund der zentralen Bedeutung, die Arbeit im Leben hatte, sieht WINKLER (2001, 35) als eine „die Integration der Bürger der neuen Bundesländer stark behindernde Einflußgröße“. Zudem erwies es sich als bedeutsam, dass sich der Einzelne aktiv in die Veränderungsprozesse einbringen konnte, dass man gestalten konnte und sich nicht auf die Rolle als Reagierender zurückgedrängt fühlte. HINRICHS und PRILLER (2001, 20) konstatierten vor allem in Hinblick auf diese Gestaltbarkeit eine große Unzufriedenheit der Ostdeutschen.

Als von den dramatisch veränderten Handlungskontexten besonders betroffen gelten Frauen in den neuen Bundesländern. Sie werden in der Transformationsforschung pauschal zu den Verlierern der Wiedervereinigung gezählt. Die Gründe dafür sind vielfältig: zum einen wurden die umfangreichen Unterstützungen für berufstätige Frauen und Mütter abgeschafft bzw. auf das niedrigere westdeutsche Niveau reduziert; zum andern sind Frauen besonders stark von Arbeitsmarktkrisen betroffen: die Arbeitslosenquote bei Frauen sowie der Anteil an Langzeitarbeitslosen sind höher, die Dauer der Arbeitslosigkeit ist länger und ihre Wiederbeschäftigungschancen nach einer Arbeitslosigkeit sind deutlich geringer als die von Männern. Um sich gut auf dem Arbeitsmarkt behaupten zu können, ist es für Frauen heute wichtiger denn je, über eine hohe berufliche Qualifikation zu verfügen. Für Frauen, die bestenfalls über einen Facharbeiterabschluss verfügen, haben sich die Erwerbsschancen verringert (vgl. NICKEL 1999, 262f.). Besonders

gute Aufstiegschancen hatten nach der ostdeutschen Soziologin NICKEL (1998, 545) vor allem „Frauen mittleren Alters, die zur Wende zwischen dreißig und vierzig Jahre alt waren, die bereits zu DDR-Zeiten stark bildungs-, leistungs- und aufstiegsmotiviert waren, die Leitungserfahrungen mitbringen und die Familienphase zum Zeitpunkt der Wende in der DDR abgeschlossen hatten oder deren Kinder heute selbständig sind.“ Die Aussage, Frauen wären die Verliererinnen der Wiedervereinigung, ist zwar pauschal, aber nicht gänzlich falsch. Die Gruppe der Frauen teilt sich insgesamt betrachtet in Verliererinnen und Gewinnerinnen. Die Karrieren der Frauen sind jedoch von entscheidender Bedeutung für die Einkommenssituation der ostdeutschen Haushalte, denn Ungleichheiten bei den Haushaltseinkommen beruhen weniger auf den Einkommen der Männer als vielmehr auf den Erwerbschancen der Frauen (vgl. NICKEL 1998, 546).

Die Geographinnen Kathrin HÖRSCHELMANN und Bettina VAN HOVEN widmeten sich in ihren Studien den Auswirkungen der Transformation auf Frauen-Biographien in Ostdeutschland. Kathrin HÖRSCHELMANN beschäftigte sich dabei vor allem mit Ostdeutschland-Bildern in den Medien und versuchte herauszufinden, wie diese vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrung interpretiert werden und führte dazu Interviews mit Frauen in Erfurt. Bettina VAN HOVEN ging es um veränderte Geographien von Frauen in sechs Dörfern in Mecklenburg-Vorpommern, wo alle interviewten Frauen zu DDR-Zeiten in LPGs beschäftigt waren, gut positioniert und emanzipiert waren, die meisten nach der Wiedervereinigung ihren Arbeitsplatz verloren haben und sich seitdem in einem stetigen Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit, Weiterbildung und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen befinden; nur wenige behielten ihren Arbeitsplatz oder konnten einen neuen finden (VAN HOVEN 2004). Aufgrund der praktisch nicht existierenden beruflichen Perspektiven verloren viele Frauen mit ihrem Arbeitsplatz einen Teil ihrer alltäglichen Routinen, einen Teil ihres sozialen Lebens und einen Teil ihrer Identität (vgl. VAN HOVEN 2001).

Die Benachteiligung von Frauen bei der Arbeitsplatzsuche ist bei beiden Untersuchungen von Bedeutung. Besonders Frauen mit kleinen Kindern bzw. im „gebärfähigen Alter“ werden strukturell benachteiligt und empfinden eine Diskriminierung. Kathrin HÖRSCHELMANN zitiert dazu eine 35jährige Kellnerin, die sie in Erfurt interviewte: „Es ist heute nicht mehr so einfach, wenn Kinder da sind. Ich meine, ... wenn Du schwanger bist, dann ist das ganz schön schwierig, wieder Arbeit zu bekommen. Früher haben sie Dich einfach nach dem Jahr [Mutterschutz] wieder zurückgenommen, das man normalerweise bekommen hat. Heute muss man einfach mal sehen, da kann man nicht mehr so einfach zurück. Und wenn Du ein Vorstellungsgespräch hast, dann fragen Sie dich erst einmal: ‚Haben Sie Kinder?‘ Und wenn Du ein Kind hast, kannst Du es mehr oder weniger vergessen. Und

wenn Du kein Kind hast: ‚Wollen Sie Kinder haben?‘ und so. Ja, das hab ich erlebt. Erst hat er mich gefragt, ob ich Kinder habe und ich hab nein gesagt. Dann hat er gesagt: ‚Wollen Sie Kinder haben? Denn dann brauchen wir jemanden anderen. Wir brauchen niemanden mit Kindern, denn die bleiben zu oft zu Hause‘. ... Da musste ich schon arg schlucken“ (HÖRSCHELMANN; in VAN HOVEN 2004, 72). Frauen werden offenbar eher als (mögliche) Schwangere und Mütter denn als Angestellte mit bestimmten Fähigkeiten gesehen (HÖRSCHELMANN u. VAN HOVEN 2003, 756).

Gravierende Auswirkungen auf die Biographien der Frauen hatte eine Arbeitslosigkeit. Der Verlust des früher sicheren Arbeitsplatzes und der Sozialleistungen führten zu drastischen Veränderungen. Soziale Unterschiede nahmen zu und bewirkten einen Verlust des sozialen Netzwerkes, Orientierungslosigkeit, Identitätsprobleme, innere Migration und Ängste. Besonders in ländlichen Regionen eröffneten sich für die betroffenen Frauen kaum die andernorts durch die Wiedervereinigung durchaus neu entstandenen Möglichkeiten. Eine 48jährige dauerhaft arbeitslose Agraringenieurin fasst die Entwicklungen sehr drastisch mit den Worten „*Heute ist alles Scheiße*“ zusammen. Insbesondere kritisiert sie, dass inzwischen das westdeutsche Idealbild der Frau als Hausfrau wieder übernommen wurde. Die Situation von Frauen in der peripheren Region sieht sie ausschließlich negativ und trostlos: „Es sieht so aus, als hätte man uns hier einfach vergessen“ (VAN HOVEN u. PFAFFENBACH 2002, 264ff.). Doch auch im weniger peripheren Südhüringen haben arbeitslose Frauen inzwischen resigniert, wie z.B. eine 37-jährige dauerhaft arbeitslose Agraringenieurin: „Ich kenn’ eigentlich keine Frau, die darüber glücklich war, jetzt zu Hause sein zu müssen, wieder zurück an den Kochtopf gestellt zu werden. Da ist sehr sehr viel Depression und Missmut auch aufgekommen. Unsere Frauen sind’s ja gewöhnt gewesen, selbständig im Beruf zu stehen, zu arbeiten, Geld zu verdienen. Und wenn das mit einem Mal wegbricht, das ist schon schwer zu verkraften“ (PFAFFENBACH 2002, 170).

Kathrin HÖRSCHELMANN und Bettina VAN HOVEN konstatieren eine doppelte Verdrängung von ostdeutschen Frauen: zum einen mussten sie mangels Arbeitsplätzen in Ostdeutschland in die westlichen Landesteile abwandern und zum zweiten wurden sie von der öffentlichen Lebenssphäre der Arbeit in die private Lebenssphäre des Hauses und damit in die politische Marginalität abgedrängt (HÖRSCHELMANN u. VAN HOVEN 2003). Da im Zuge der Transformation in den 1990er Jahren vor allem in ländlichen Siedlungen die infrastrukturellen Ausstattungen erheblich verringert wurden (vgl. WIEST 2000, 77), mussten Frauen, die in der Peripherie Ostdeutschlands in die private Sphäre des Hauses zurückgedrängt wurden, in nahezu *allen* Lebensbereichen Verschlechterungen hinnehmen.

Die hier nur in geringer Anzahl und lediglich schlaglichtartig dargestellten Biographien zeigen ein weites Spektrum an Flexibilisierung und an Diskontinuitäten von moderat bis dramatisch. Nicht in allen Fällen ist ersichtlich, dass sich die Menschen als aktive Gestalter ihrer Lebensumstände wahrnehmen, was als ein möglicher Indikator für eine zunehmende Individualisierung gelten könnte; vor allem die zitierten Frauen empfinden sich in großer Zahl als Opfer. Die verschiedenen Studien konnten im Vergleich deutlich machen, dass Frauen von den Transformationsfolgen stärker betroffen sind als Männer, und Frauen in ländlichen Regionen stärker als Frauen in städtischen Regionen (VAN HOVEN u. PFAFFENBACH 2002; HÖRSCHELMANN u. VAN HOVEN 2003).

3.2 Eine Konsequenz von Biographie-Brüchen und Individualisierung: der Verlust der Gemeinschaft

Die zunehmende Individualisierung in den neuen Bundesländern hat nicht nur zu einer Flexibilisierung und Entstandardisierung der Lebensläufe, sondern – damit zusammenhängend – zu einem Verlust des Gemeinschaftsgefühls geführt. Die Soziologen GEBHARDT und KAMPHAUSEN haben unmittelbar nach der Wende eine vergleichende Untersuchung in einem oberfränkischen und einem sächsischen Dorf durchgeführt und einen „unterschiedlichen Grad des Einflusses moderner Individualisierungsprozesse in beiden Gemeinden“ festgestellt (GEBHARDT u. KAMPHAUSEN 1994, 160). Trotz des unterschiedlich großen Individualisierungseinflusses ließen sich in den beiden Dörfern jedoch mehr Gemeinsamkeiten als Mentalitätsunterschiede finden. „Der Wille zur ‚Gemeinschaft‘ [ist] diejenige Grundhaltung, die sich wie ein roter Faden durch alle einzelnen Lebensbereiche hindurchzieht und das Gesamtbild prägt“ (GEBHARDT u. KAMPHAUSEN 1994, 163). Familie und Dorfgemeinschaft sind in beiden Gemeinden von großer Bedeutung. Dennoch hat die „harmonische Dorfgemeinschaft“ in der oberfränkischen Gemeinde „bei weitem nicht mehr die normative Kraft, die ihr in Werde [der sächsischen Gemeinde] noch zukommt“ (GEBHARDT u. KAMPHAUSEN 1994, 160).

Mit den Veränderungen des alltäglichen dörflichen Lebens seit der Wende haben sich die Geographen Britta FREIS und Marlon JOPP (2001) beschäftigt. Bei den Untersuchungen wurde die heutige Gesellschaft häufig als Neidgesellschaft beschrieben, in der es keinen Zusammenhalt mehr gebe, und die Gemeinschaft der DDR oft nur als „Notgemeinschaft“ bezeichnet (FREIS u. JOPP 2001, 359f.). Auch GEBHARDT und KAMPHAUSEN haben den Neid „als Erbfeind der Gemeinschaft“ beschrieben (1994, 15), wobei die eigenen Lebensumstände weniger an der eigenen Vergangenheit, sondern vielmehr an der materiellen Situation des Nachbarn gemessen werden.

Ähnliche Ergebnisse lieferten Untersuchungen in südthüringischen Westpendlergemeinden (PFAFFENBACH 2002). Auch hier wurden größere Distanzen zur Nachbarschaft und zum Teil auch größere nachbarschaftliche Probleme wegen Neid geschildert. Dabei ließ sich die soziale Situation als wesentliche Rahmenbedingung für die zum Teil recht kontroversen Sichtweisen ausmachen. Ein 38-jähriger Bauarbeiter sieht vor allem Unterschiede zwischen Erwerbstätigen und Arbeitslosen: „Früher waren die Menschen irgendwie menschlicher, menschlicher und gemüthlicher. Jetzt gibt es die Arbeitslosen – freilich, es ist jeder zu bedauern, der keine Arbeit hat – aber die sind schon wieder neidisch auf die, die Arbeit haben. So, jetzt ist der andere schon wieder neidisch auf den, der mehr Geld verdient“ (PFAFFENBACH 2002, 118). Die „Gegenseite“ hat für den Stress der Beschäftigten durchaus Verständnis. Eine 47jährige arbeitslose Sekretärin fühlt sich jedoch im alltäglichen Kontakt ein wenig übergangen: „Die Leute, die arbeiten gehen, die sind den ganzen Tag nicht da. Und wenn die abends nach Hause kommen, die haben da keine große Lust, sich da noch mit jemanden abzugeben, oder sich mit jemanden zu erzählen. Die haben dann ihr Zeug zu machen. Das ist ganz logisch. Aber, wenn man zu Hause ist, dann ist man doch einmal froh, wenn mal einer fragt: Wie geht es Dir?“ (PFAFFENBACH 2002, 180). Stellvertretend für viele Äußerungen zu Veränderungen der Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft kann die Aussage einer 43jährigen Facharbeiterin stehen: „Es ist eigentlich eine Neidgesellschaft geworden. Das hat früher gar keinen gejackt. Da hat ja keiner mehr gehabt. Da hat der eine so viel gehabt wie der andere. Oder jeder so wenig wie der andere“ (PFAFFENBACH 2002, 118).

FREIS und JOPP (2001, 20) haben bei ihren empirischen Untersuchungen in Dörfern des Weimarer Landes insbesondere „nach dem Verhältnis zwischen historisch gewachsenen Dorfkernen und den Neubaugebieten, zwischen alteingesessenen und neu zugezogenen Dorfbewohnern, nach der Art innerdörflicher sozialer Spannungen sowie deren Ursachen“ gefragt. In den Dörfern erwies sich die Neidgesellschaft nicht als einziger Störfaktor, sondern es kamen die an das alte Dorf angrenzenden Neubaugebiete und die dort lebenden Neudörfler dazu, „Menschen, von denen man zuerst nicht viel mehr weiß, als dass sie nicht ‚von hier‘ sind. Die Zugezogenen handeln anders, sie transportieren, vor allem wenn sie aus der Stadt kommen, neue Lebensstile und Handlungsroutinen ins Dorf“ (FREIS u. JOPP 2001, 370). Die Spannungen innerhalb der Dörfer wurden entlang der Linien zwischen neuer und alter Bausubstanz, Zugezogenen und Alteingesessenen, Wohlstand und geringen finanziellen Möglichkeiten, Westdeutschen und Ostdeutschen, Städtern und Dörflern ausgemacht (FREIS u. JOPP 2001, 383). Im Wesentlichen drückt sich die Spannung in Irritationen und im „Nichts-miteinander-anfangen-können“ aus. In den Interviews mit den Dorfbewohnern zeigte

sich, dass die wesentlichen Unterschiede offenbar vor allem zwischen den eingewachsenen Dörflern und den zugezogenen Städtern bestehen. Zugezogene Dörfler – selbst wenn sie aus Westdeutschland kamen – weisen größere Parallelen zu den alteingewachsenen Dörflern auf als ostdeutsche Städter. Ein befragter Bürgermeister meinte, dass das Zusammenwachsen von Alt- und Neudörflern mindestens eine Generation dauern würde (FREIS u. JOPP 2001, 393ff.) – und damit werden Parallelen zum Zusammenwachsen der alten und neuen Bundesländer deutlich, für das ebenfalls häufig eine Generation veranschlagt wird.

Die zitierten Untersuchungen deuten darauf hin, dass die Dorf- oder Nachbarschaftsgemeinschaften unter dem zunehmend unterschiedlichen Verlauf von Biographien und unter der wachsenden sozialen Heterogenität leiden. Die Trennlinien verlaufen dabei anscheinend in allererster Linie zwischen Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit und damit zwischen Zeitmangel und Wohlstand auf der einen Seite sowie Langeweile und Geldsorgen auf der anderen.

3.3 Eine weitere Konsequenz von Biographie-Brüchen und Individualisierung: „innere Einheit“ und „Ost-West-Probleme“

Mit dem Wortspiel „getrennt vereint“ wird in der Literatur seit einigen Jahren auf die (angeblichen) kulturell-mentalene Unterschiede von Ost- und Westdeutschen angespielt. Das eigentliche Problem ist indes nicht eine wie auch immer geartete kulturell-mentale Differenz, sondern der Umgang damit (vgl. REIßIG 2000, 97ff.). Das in Ostdeutschland verbreitete Gefühl, ein Bürger zweiter Klasse zu sein, ist politisch äußerst brisant, weil es der Wiederherstellung der inneren Einheit im Wege steht. Als „Gradmesser“ der „inneren Einheit“ werden – neben den erwähnten Befindlichkeiten – seit Mitte der 1990er Jahre subjektiv wahrgenommene Unterschiede der Lebensqualität herangezogen (DELHEY u. BÖHNKE 1999, 13). Die innere Einheit kann aber auch an der Angleichung der kulturellen und mentalen Unterschiede (z.B. Lebensstile) fest gemacht werden.

Aufgrund von vergleichenden Untersuchungen von Lebensstilen aus den Jahren 1993 und 1996 konnten sowohl Unterschiede zwischen Ost und West als auch Veränderungen im zeitlichen Verlauf festgestellt werden. Im Jahr 1993 dominierten in Westdeutschland Lebensstile, die ein Interesse an der etablierten Kultur oder an der modernen spannungsvermittelnden Kultur zum Ausdruck bringen, während in Ostdeutschland Lebensstile verbreiteter waren, die als häuslich, unprätentiös und traditionell bezeichnet werden können. Die Lebensstile im Osten glichen sich bis 1996 deutlich den westlichen Lebensstilen an: es sind nun sowohl außerhäusliche Beschäftigungen als auch hedonistische Orientierungen häufiger vertreten und zugleich

sicherheitsbezogene, traditionelle Lebensstile seltener geworden (vgl. SPELLERBERG 1997; SPELLERBERG u. BERGER-SCHMITT 1998).

Die nach wie vor bestehenden Unterschiede in den Wertestrukturen berechtigen einerseits durchaus, von einer „ostdeutschen Subkultur“ zu sprechen. Andererseits gibt es die Auffassung, dass sich die kulturelle Vereinigung Deutschlands schon längst mehr oder weniger unbemerkt vollzogen habe und die Ostdeutschen bereits in der postmodernen kapitalistischen Konsumkultur angekommen seien (vgl. WINKLER 2001; MCFALLS 2001). Für die Mitglieder der Teilkulturen scheinen die Unterschiede jedoch so gravierend, dass „Mischehen“ zwischen beiden eher selten sind und man lieber unter sich heiratet (MÜHLBERG 2001, 36).

In der Zwischenzeit hat sich vor allem in der Politologie eine Debatte über die „innere Einheit“ entwickelt. Der Mainstream der Diskussion sieht die Angleichung der materiellen Lebensverhältnisse als Voraussetzung für das Zusammenwachsen der Nation (vgl. WALZ u. BRUNNER 1997, 19; PFAFFENBACH 2001). Wenn die Lebensqualität im Osten westdeutsches Niveau erreicht hat, würde auch die ostdeutsche Bevölkerung zufriedener mit der Wiedervereinigung und endgültig in der neuen Bundesrepublik angekommen sein.

Einer anderen Position zufolge stellen die bestehenden Stereotype zwischen Ost- und Westdeutschen kein grundlegendes Problem dar, weil sowohl in den alten als auch in den neuen Bundesländern Vorurteile z.B. zwischen Bayern und Ostfriesen immer existierten, ohne dass damit die innere Einheit in Frage gestanden habe. Auch die bestehenden wirtschaftlichen Unterschiede waren in der alten Bundesrepublik kein Problem, „weil die finanziellen und sozialen Ausgleichsmechanismen funktionierten“ (VEEN 1997, 25). Die Forderung nach einer inneren Einheit des wiedervereinten Deutschland spiegle demnach nur die alte deutsche Sehnsucht nach Harmonie wider und stelle keine notwendige Voraussetzung dar, um von einer gelungenen Wiedervereinigung zu reden. Stattdessen müsse lediglich ein Grundkonsens bestehen, der die Akzeptanz der Verfassungsordnung, die Prinzipien der sozialen Marktwirtschaft, die Einbindung der Bundesrepublik in EU und NATO, eine Identifikation mit dem vereinten Deutschland und eine Grundsympathie füreinander beinhaltet. Und all diese Punkte seien in beiden Teilen Deutschlands inzwischen mehrheitlich gegeben (vgl. VEEN 1997, 27f.). Eine Verpflichtung zu mentaler Homogenität würde zudem die spezifische Geschichte der Ostdeutschen und deren besondere Biographien negieren. Es stellt sich außerdem die Frage, ob nicht auch in der Forschung und in den Medien ein größeres Augenmerk auf die Besonderheiten der Ost- und Westdeutschen und damit auf die Unterschiede gelegt worden ist (vgl. HINRICHS u. PRILLER 2001, 17).

Das Thema innere Einheit bzw. Ost-West-Spannungen wurde auch in einigen geographischen Arbeiten behandelt. In der Untersuchung im Weimarer Land von FREIS und JOPP wurden mentalitätsbedingte Unterschiede vor allem von westdeutschen Gesprächspartnern ausgemacht, die den Ostdeutschen generell mangelnde Eigeninitiative und Flexibilität insbesondere im Berufsalltag unterstellten. Die zugrunde liegende Haltung wurde von FREIS und JOPP (2001, 279) als „Westalgie“ bezeichnet, als eine „Übertragung westdeutscher Handlungsroutrinen und -muster“, die im Alltag ein Spannungspotenzial erzeugen kann. Viele ostdeutsche Gesprächspartner verneinten hingegen vehement die Existenz mentaler Unterschiede (FREIS u. JOPP 2001, 301). Dies äußerten vor allem Gesprächspartner, die aufgrund ihrer Erwerbsbiographien als Gewinner/innen der Vereinigung bezeichnet werden können und die die westdeutschen Regeln und Deutungsmuster übernommen hatten. Diese „verwestlichten Ostdeutschen“ kritisierten ihrerseits diejenigen Ostdeutschen, die „in der Vergangenheit, ... in Untätigkeit oder Trägheit“ verharrten, machten dies jedoch nicht an Mentalitäten fest, sondern sahen eher individuelle und biographische Gründe für offenbar bestehende Anpassungsschwierigkeiten (FREIS u. JOPP 2001, 302ff.).

Auch in den südthüringischen Westpendlergemeinden sind Ost-West-Unterschiede ein Thema, das in erster Linie an der Arbeitssituation und der Erwerbsbiographie festgemacht wird. Generell sind die Erfahrungen der Thüringer mit westdeutschen Kollegen umso besser, je höher das Ausbildungsniveau ist. Leitende Angestellte erhalten nicht nur gleiche Bezahlung wie ihre West-Kollegen, sondern auch entsprechende Anerkennung. Die westpendelnden Arbeiter und Arbeiterinnen haben im Vergleich häufiger schlechte Erfahrungen an ihrem Arbeitsplatz im Westen gemacht. Während leitende Angestellte eher integriert und akzeptiert wurden, fühlen sich Arbeiter vielfach bis heute diskriminiert, wenn auch mehr durch die Geschäftsleitungen als durch die Kollegen. Ostdeutsche werden angeblich nicht nur schlechter bezahlt, sondern auch mehr kontrolliert (z.B. bei Krankheit) und schneller entlassen als ihre westdeutschen Kollegen. Prekäre Arbeitsmarktsituationen, Arbeitsplatzkonkurrenz und Entlassungsängste geraten dann schnell zu einem grundsätzlichen Ost-West-Problem. Auch für Berufstätige in Ostbetrieben können Ost-West-Spannungen bestehen. Vor allem gut ausgebildete leitende Angestellte reagieren überaus empfindlich auf regional unterschiedliche Arbeitssituationen: ihre Kollegen in den alten Bundesländern haben kürzere Arbeitszeiten und eine bessere rechtliche Stellung im Betrieb bei höheren Einkommen. An diesen räumlichen Disparitäten entzündeten sich immer wieder Konflikte. Gravierender noch können die Probleme werden, wenn diese Ungleichbehandlung und Ungleichbezahlung von westlichen und östlichen Angestellten in ein und demselben Betrieb stattfindet (PFAFFENBACH 2001). An diesen Beispielen wird deutlich, wie

sehr die „innere Einheit“ oder „Ost-West-Probleme“ von der Sichtweise von Individuen und ihren spezifischen Biographien abhängen können.

4 Ein Fazit zur Verknüpfung von Biographie und Geographie in der Transformationsforschung

Die Bilanzierung der biographie-orientierten sozialgeographischen Transformationsforschung zeigt auf der einen Seite, welche umfangreichen strukturellen Einflüsse auf die Biographien der Akteure bestehen können. Die persönlichen Lebensläufe sind dabei nicht nur durch Strukturbrüche beeinflusst, sondern zum Teil auch sehr eng mit der regionalen ökonomischen Entwicklung verwoben. Insbesondere periphere, strukturschwache Regionen können zu einem Setting von „Verlierer-Biographien“ und von Unzufriedenheit werden. Auf der anderen Seite sollte deutlich geworden sein, welche Folgen die neue große Heterogenität der Biographien mit sich bringen kann: es können dadurch nicht nur Nachbarschafts- und Ortsgemeinschaften erschüttert, sondern mit der inneren Einheit und Ost-West-Problemen gesamtgesellschaftliche Phänomene daran festgemacht werden.

Literatur

- BECK, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- BECK, U. 1994: Jenseits von Stand und Klasse? In: U. BECK u. E. BECK-GERNSHEIM. Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 43–60.
- BECK, U. u. E. BECK-GERNSHEIM 1994: Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: U. BECK u. E. BECK-GERNSHEIM. Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 10–39.
- BECK, U. u. P. SOPP 1997: Individualisierung und Integration – eine Problemskizze. In: U. BECK u. P. SOPP (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konflikte und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 9–19.
- BECK, U. u. E. ZIEGLER 1997: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben. München.
- BfA = Bundesanstalt für Arbeit 2003: Arbeitslose Februar 2003 auf Bundesländerebene. Nürnberg.
- BERGER, P. A. 2001: Lebensläufe, Mobilität und Milieustrukturen in Ostdeutschland. In: H. BERTRAM u. R. KOLLMORGEN (Hrsg.): Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen, S. 249–270.
- CHRISTOPH, B. 2002: Weiter deutliche Zufriedenheitsdifferenzen zwischen Ost und West trotz Annäherung in manchen Bereichen. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren, 28, S. 11–14.
- DELHEY, J. u. P. BÖHNKE (1999): Über die materielle zur inneren Einheit? Wohlstandslagen und subjektives Wohlbefinden in Ost- und Westdeutschland. Berlin (= Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung, FS III 99–412).
- ENGLER, W. 1993: Individualisierung im Staatssozialismus. In: B. SCHÄFERS (Hrsg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa (Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages). Frankfurt/M., S. 185–195.

- FUCHS-HEINRITZ, W. 1995: Biographieforschung. In: W. FUCHS-HEINRITZ (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen, S. 107f.
- FREIS, B. u. M. JOPP 2001: Spuren der deutschen Einheit. Wanderungen zwischen Theorien und Schauplätzen der Transformation. Frankfurt/M.
- GEBHARDT, W. u. G. KAMPHAUSEN 1994: Zwei Dörfer in Deutschland. Mentalitätsunterschiede nach der Wiedervereinigung. Opladen.
- GEIßLER, R. 1996: Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung. Opladen.
- GIDDENS, A. 1988: Die „Theorie der Strukturierung“. Ein Interview von Bernd Kießling mit Anthony Giddens. In: Zeitschrift für Soziologie, 17, S. 286–295.
- GIDDENS, A. 1997: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/M.
- HABICH, R. H.-H. NOLL u. W. ZAPF 1999: Subjektives Wohlbefinden in Ostdeutschland nähert sich westdeutschem Niveau. Ergebnisse des Wohlfahrtssurveys 1998. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren, 22, S. 1–6.
- HINRICHS, W. u. E. PRILLER 2001: Handlungsblockaden in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft – Eine Einführung. In: W. HINRICHS u. E. PRILLER (Hrsg.): Handeln im Wandel. Akteurskonstellationen in der Transformation. Berlin, S. 9–28.
- HÖRSCHELMANN, K. u. B. v. HOVEN 2003: Experiencing displacement: The transformation of women's spaces in (former) East Germany. Antipode 35, S. 742–760.
- KOHLI, M. 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 1–29.
- KOHLI, M. 1994: Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: U. BECK u. E. BECK-GERNSEHEIM. Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 219–246.
- MCFALLS, L. 2001: Die kulturelle Vereinigung Deutschlands. Ostdeutsche politische und Alltagskultur vom real existierenden Sozialismus zur postmodernen kapitalistischen Konsumkultur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 51, B 11, S. 23–29.
- MÜHLBERG, D. 2001: Beobachtete Tendenzen zur Ausbildung einer ostdeutschen Teilkultur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 51, B 11, S. 30–38.
- NICKEL, H.-M. 1998: Die Ambivalenzen des Wandels. Ostdeutsche Frauen im Transformationsprozeß. In: Universitas, Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 53, S. 538–547.
- NICKEL, H.-M. 1999: Lebenschancen von Frauen in Ostdeutschland. In: W. GLATZER u. I. OSTNER (Hrsg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Opladen, S. 255–264.
- OFFE, C. 1994: Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten. Frankfurt/M.
- PPAFFENBACH, C. 2001: Ost-West-Unterschiede. Eine Nation wächst zusammen? Geographische Rundschau 3/53, S. 4–9.
- PPAFFENBACH, C. 2002: Die Transformation des Handelns. Erwerbsbiographien in Westpendlergemeinden Südhüringens. Stuttgart (= Erdkundliches Wissen, 134).
- POLLACK, D. u. G. PICKEL 1998: Die ostdeutsche Identität – Erbe des DDR-Sozialismus oder Produkt der Wiedervereinigung? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 48, B 41–42, S. 9–23.
- POLLACK, D. 2000: Wirtschaftlicher, sozialer und mentaler Wandel in Ostdeutschland. Eine Bilanz nach zehn Jahren. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 50, B 40, S. 13–21.
- REIßIG, R. 2000: Die gespaltene Vereinigungsgesellschaft. Bilanz und Perspektiven der Transformation Ostdeutschlands und der deutschen Vereinigung. Berlin.

- SILBEREISEN, R. K. 2001: Konstanz und Wandel von Selbstwirksamkeit und dem Zeitpunkt psychosozialer Übergänge im Jugendalter: Deutschland 1991 und 1996. In: H. BERTRAM u. R. KOLLMORGEN (Hrsg.): Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen, S. 283–301.
- SPELLERBERG, A. 1997: Lebensstil, soziale Schicht und Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 47, B 13, S. 25–37.
- SPELLERBERG, A. u. R. BERGER-SCHMITT 1998: Lebensstile im Zeitvergleich: Typologien für West- und Ostdeutschland 1993 und 1996. Berlin (= Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Veröffentlichungen der Abteilung Sozialstruktur und Sozialberichterstattung, FS III 98–403).
- STATISTISCHES BUNDESAMT 2000: Datenreport 1999. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- STATISTISCHES BUNDESAMT 2003: Datenreport 2002. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- VAN HOVEN, B. 2000: *The Changing Geographies of Women in the Post-Socialist Rural Society in Mecklenburg-Westpomerania*. Utrecht (= Nederlands Geografische Studies).
- VAN HOVEN, B. 2001: Women at work – experiences and identity in rural East Germany. In: *Area*, 33, S. 38–46.
- VAN HOVEN, B. (Hrsg.) 2004: *Europe. Lives in transition*. London.
- VAN HOVEN, B. und C. PFAFFENBACH 2002: Labour Markets in transition. The experiences of women in two border regions of East Germany. *Geojournal* 56, S. 261–269.
- VEEN, H.-J. 1997: Innere Einheit – aber wo liegt sie? Eine Bestandsaufnahme im siebten Jahr nach der Wiedervereinigung Deutschlands. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 47, B 40–41, S. 19–28.
- WALZ, D. u. W. BRUNNER 1997: Das Sein bestimmt das Bewusstsein. Oder: Warum sich die Ostdeutschen als Bürger 2. Klasse fühlen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 47, B 51, S. 13–19.
- WERLEN, B. 1997: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierung. Globalisierung, Region und Regionalisierung. Stuttgart (= Erdkundliches Wissen, 119).
- WIEST, K. 2000: Adapting to everyday life in the post-socialist era – aspects of the transformation of living conditions in East Germany. In: A. MAYR u. W. TAUBMANN (Hrsg.): *Germany Ten Years after Reunification*. Leipzig, S. 65–78 (= Beiträge zur Regionalen Geographie, 52).
- WINKLER, G. 2001: Leben in den neuen Bundesländern: zwischen Integration und Exklusion. In: W. HINRICHS u. E. PRILLER (Hrsg.): *Handeln im Wandel. Akteurskonstellationen in der Transformation*. Berlin, S. 31–49.